

Predigt am 2.8.2020 Stiftskirche Schildesche Bärbel Wehmann, Pfarrerin

Der Predigtabschnitt für diesen Gottesdienst steht im Johannesevangelium im 9. Kapitel.

1 Jesus ging vorüber und sah einen Menschen, der blind geboren war. 2 Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Rabbi, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist? 3 Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm. 4 Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. 5 Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt. 6 Als er das gesagt hatte, spuckte er auf die Erde, machte daraus einen Brei und strich den Brei auf die Augen des Blinden. 7 Und er sprach zu ihm: Geh zum Teich Siloah - das heißt übersetzt: gesandt - und wasche dich! Da ging er hin und wusch sich und kam sehend wieder.

Liebe Gemeinde!

Stellen wir es uns vor: Es ist heller Tag in Jerusalem. Es mag das frische Licht des Morgens geleuchtet haben, es mag das harte Licht des Mittags geblendet haben, es mag das milde Licht des Nachmittags geschienen haben, alle sehen es, einer sieht es nicht. Alle sehen es und merken nichts Besonderes dabei, einer sieht es nicht und weiß gar nicht, was er nicht sieht, er ist von Geburt an blind.

Aber er wird gesehen. Jeder sieht ihn. Jeder sieht ihn auf seine Weise und geht vorüber, achtlosgleichgültig oder erschrocken. Jeder mutmaßt: dieser Mensch führt ein entbehreungsreiches Dasein, weil er nicht für sich selbst sorgen kann. Darauf deutet doch sein Platz am Tempel hin, an dem er auf kleine Gaben der Tempelbesucher hoffen darf. Er ist auf andere angewiesen. Wie findet er sich zurecht in seinem Alltag?

Das alles erfahren wir nicht, auch seinen Namen kennen wir nicht. Darum machen auch wir uns ein Bild von ihm, ohne ihn zu kennen.

Man kann den Blick von dem blinden Mann am Tempel abwenden, den Kontakt vermeiden, das Unglück des einen gar nicht erst an sich heranlassen und einfach vorbeigehen. Er zum Glück sieht das nicht. Er ist von Geburt an blind. Er sieht die Blicke nicht, die ihn treffen. Ein Blick aber ruht auf ihm, der anders ist als die Blicke der anderen. Jesus ist ein sehr aufmerksamer, ein sehr präsenter Mensch. Im Vorbeigehen sieht er den Blinden. Und geht eben nicht vorbei. Er sieht ihn, hält inne, bleibt bei ihm stehen. Jesus wird dem Blinden in diesem Augenblick zum Nächsten.

Hier, in der Johanneserzählung, schiebt sich jedoch der direkten Begegnung Jesu mit dem blinden Mann eine Frage in den Weg:

„Rabbi, wer hat gesündigt, er oder seine Eltern, weil er doch blind geboren ist?“

Das ist die Frage nach der Ursache, die unmittelbar eine Distanz zu dem blinden Menschen aufbaut. Die Jünger machen sich keine Gedanken, wie sie ihn ansprechen, wie sie Kontakt mit ihm aufnehmen können. Sie stehen vor ihm, sie reden über ihn, sie mutmaßen, sie erweisen sich als herzlos und unbarmherzig. Sie machen aus dem erblindeten Menschen einen Fall, über den sie sprechen wollen, weil sie eine religiöse Ursachenforschung über seine Sehbehinderung im Sinn haben. Der Gedanke, dass er zufrieden sein könnte, kommt ihnen gar nicht in den Sinn. Stattdessen die Frage: „Rabbi, wer hat gesündigt, er oder seine Eltern, weil er doch blind geboren ist?“ Auf diese Frage kann nur eine religiöse Autorität antworten. Jesus muss es doch wissen.

Es kann doch kein Zufall sein, dass das Schicksal einen Menschen so hart trifft.

In diesen Monaten treibt Menschen auf der ganzen Welt die Frage um, worin die Ursache für die Coronapandemie liegt. Jemand muss doch Schuld haben am Ausbruch des Coronavirus, so fragen viele, die unter den Einschränkungen leiden.

Die sozialen Medien überschlagen sich mit Anschuldigungen. Sie verlieren sich in der Ursachenforschung. Dabei müssen wir abwarten und lernen, unseren Alltag verantwortlich mit diesem Virus zu gestalten.

Die Frage nach der Ursache von Krankheiten und anderen Katastrophen aber kann sich niemals in der Frage nach Schuld und Sünde erschöpfen. Denn sie ist herzlos und schwingt sich auf zu richten und zu urteilen und entfernt sich immer weiter von der Haltung des Trostes und des Beistandes. Damit wird die Not des einzelnen übersehen. So hat es zum Beispiel Hiob erlebt mit seinen Freunden. Sie sind gekommen, um ihm im Unglück beizustehen und sie verstricken sich in der Frage, ob Hiob selbst Schuld habe an seinem Schicksal. Wer so fragt, der ist letztlich gar nicht bereit, bei einem Menschen auszuharren. Mit der Frage nach der Schuld unterstellen die Jünger sogar den Eltern die Schuld an der Blindheit des Sohnes.

Die Jünger erweisen sich hier als die eigentlich Blinden. Sie sehen nicht, was Jesus sieht, sie erkennen nicht, dass die Welt Gottes genau da aufleuchtet, wo wir nur Einschränkungen, Leid und Krankheit sehen.

Bei einer Tagung, an der ich teilnahm, wurde ein Mann im Rollstuhl in den Tagungsraum gefahren. Natürlich dachte ich, der junge Mann, der den Rollstuhl führte, sei der Tagungsteilnehmer. Es war aber ganz anders. Der junge Zivildienstleistende begleitete seinen „Chef“, einen Theologen.

Der sagte im Verlauf der Veranstaltung: „Es gibt keine unvoll- kommene Schöpfung!“ und meinte damit sich selbst in seiner Würde und Ganzheit. Das habe ich mir gemerkt.

In Jesus leuchtet diese Welt Gottes auf, in der alles schon vollkommen und unversehrt ist. Er geht eben nicht an dem Blinden vorbei. Er sieht in an, er sieht in seine Seele, er versteht, was in ihm vorgeht, ohne Worte. Den Jüngern dagegen entgegnet er schroff auf ihre Frage nach der Schuld: „Weder er noch seine Eltern!“ Seine lebenslange Blindheit hat, wenn überhaupt, nur einen einzigen Sinn: dass sie keine Macht mehr über den Menschen hat und ihn nicht von der Gemeinschaft der anderen trennt! Denn so wird das Reich Gottes sichtbar.

In dieser Haltung begegnet er dem blinden Mann. Und so wird die Begegnung Jesu mit dem blinden Mann zu einer besonderen Sehschule. Für ihn selbst und für andere.

Der Blindgeborene wird zum ersten Mal in seinem Leben in die Lage versetzt, mit eigenen Augen, mit seinen Augen, zu sehen. Er, der sein Leben lang fremdbestimmt war, wird losgeschickt, seinen eigenen Weg zu gehen. Das ist das eigentliche Wunder! Jesus sah ihn an, er sprach zu ihm, er berührte ihn. Diese körperliche, unmittelbare Nähe wird deutlich in dem Vorgang, der dem Wunder des Sehens vorausgeht: Jesus streicht ihm Erde, mit Spucke vermischt, auf die Augen. Drastischer kann nicht ausgedrückt werden, dass Jesus dem Mann unmittelbare Nähe schenkt. So macht der Blinde sich auf den Weg. Er ist noch im Dunkeln, er kennt den Ausgang noch nicht. Er geht los, tastend, unsicher, und doch beflügelt von dem Vertrauen, dass etwas Neues in ihm Gestalt annimmt. Er lässt alles hinter sich: die Stimmen, die ihm einflüstern, dass etwas nicht stimmt in seinem Leben, dass er zu nichts nütze ist. Das alles nimmt er mit auf seinen neuen Weg, aber es hat keine Macht mehr über ihn. Er geht weiter, angetrieben und beschützt von dem Rückenwind des Blickes, mit dem Jesus ihn begleitet. Gestärkt durch die Berührung, die Jesus ihm geschenkt hat. Im Teich Schiloah wäscht er sich die Augen. In einem Teich, dessen Name bedeutet: Der Gesandte.

Er hat sein Ziel erreicht. Er sieht die Welt, wie sie ist. Mit seinen Augen, aus seiner Perspektive.

Dieser Teich steht für Jesus, der ja der Gesandte ist, gesandt von Gott, den er Vater nennt. Damit es hell werde. Ja, damit alle erkennen, dass es Tag *ist*, dass es hell *ist*. Durch ihn sollen die Menschen erkennen, dass ihr Leben längst von Gott erhellt ist.

Jesus lehrt uns die Welt und die Menschen sehen lernen mit den Augen Gottes: mit den Augen der Güte und der Liebe.

Wie kann das aussehen? - In Berlin gab es einen Lehrer, der für ein besonderes Ritual zu Beginn seines Unterrichts bekannt war. Nachdem er seine Schulklasse begrüßt hatte, verneigte er sich vor seinen Schülerinnen und Schülern. Seine Kollegen hörten davon und fragten ihn, was dieses ungewöhnliche Verhalten zu bedeuten habe. Darauf antwortete der Lehrer: "ich verneige mich deshalb vor meinen Schülern, weil ich ja nicht weiß, ob einer von ihnen vielleicht ein Genie oder ein zukünftiger Nobelpreisträger sein könnte!"

Mit diesem Ritual drückte er aus, dass er in seinen Schülerinnen und Schülern mehr sah als das, was vor Augen war. Es heißt, dass dieser besondere Blick des Lehrers einen spürbaren Einfluss auf ihre Begeisterung und die Fähigkeiten ausübte. Es war ein Blick, der ihnen half, einen eigenen Weg ins Leben zu gehen.

Der neue Weg des Blindgeborenen wird ermöglicht durch den besonderen Blick Jesu. Im 9. Kapitel des Johannesevangeliums geht seine Geschichte weiter. Er muss den Priestern im Tempel von seiner Heilung erzählen. Die Menschen glauben ihm nicht, sie streiten mit ihm, sie setzen sogar seine Eltern unter Druck. Noch hatte er sich nicht an das Augenlicht gewöhnt, da folgt die bittere Seite des Sehens, da springt ihn die Finsternis an. Hilflos steht er der Welt des Misstrauens, der Besserwisserei und der Abwehr gegenüber. Das Licht, so schien es, war von den Menschen und von den Dingen gewichen. Sie streiten mit ihm, als ob sie ihm das neugewonnene Lebensglück nicht gönnen. Er aber lernt das Sehen neu. Als er Jesus erneut begegnet, erkennt er in ihm den Gesandten Gottes und er glaubt ihm. Im Johannesevangelium beschreibt Jesus seinen Auftrag unter anderem so: „Ich bin der gute Hirte, ich bin das Licht der Welt.“ Ihm folgt der nach, der neu und klar sehen gelernt hat. Dieses neue Sehen einzuüben braucht Zeit und Übung. Eine solche Übung ist für mich zum Beispiel der Blick des Lehrers auf seine Schülerinnen und Schüler. Vielleicht lernen wir auch in dieser schwierigen Coronazeit einen neuen Blick, auf uns selbst und darauf, was im Leben wirklich zählt.

Der biblische Abschnitt ermutigt mich, die Welt mit Gottes Augen sehen zu lernen.

Schließen möchte ich mit einem Gedicht von Lothar Zenetti:

*Wie ein Traum wird es sein, wenn der Herr uns befreit
zu uns selbst und zum Glück seiner kommenden Welt*

*Der Blinde blinzelt in die Sonne
dem Tauben verrätst du ein Wort und er nickt
wer stumm gewesen spricht die Wahrheit
der lahme Mann schiebt seinen Rollstuhl nach Haus
wer nichts besitzt spendiert für alle
die Herrschenden machen sich nützlich im Haus*

*Wie ein Traum wird es sein, wenn der Herr uns befreit
zu uns selbst und zum Glück seiner kommenden Welt. Amen.*